

Johanna Lier

Valparaiso

Roman

*Obwohl die Geschichte sich der Besonderheiten und Örtlichkeiten von Erinnerungen und Biografien der beteiligten Personen bedient, ist **Valparaiso** eine Erfindung. Und obwohl es tatsächlich Vagabunden gegeben hatte, die in Donzhausen eine Nudelmanufaktur gründeten, und obwohl die Erzählerin sich tatsächlich in der Ukraine und in Israel aufgehalten hat, sind die Abenteuer der Selma Einzig ein Phantasieprodukt.*

1831. Zamosc. Russland

kapitel eins – Selma, Kind der Marielouise, Kind der Pauline, Kind der Berta, Kind der Nelly, Kind der Bithia, Kind der Hannah, Kind der Charna, Selma, Glied einer unendlich langen, unzerreissbaren Kette, die sich dem Planeten um den Hals legt, auf die weiten Landstriche, in die tiefen, sich in die Ebenen ergiessenden Täler und Sümpfe, die Seen und ruhig dahin fliessenden Flüsse, auf das weich gewellte Hügelland, um die hohen Gebirge, in die Steppen und dunklen Wälder, Selma, Glied einer Kette, die dicht bevölkerte Städte, von Bauern bewohnte Dörfer oder auch menschenleere Gehöfte aneinanderreihet, Tiere umschlingt, Wölfe, Bären, zeternde Gänse, Füchse, Dachse, Wiesel, Eichörnchen und all die unzähligen Vögel, im Frühling die Amseln, im Sommer die Lerchen, im Winter die hämmernden Spechte und Häher, Selma, Glied einer langen Kette, die Landschaften und Zeiten verbindet, sich durch finstere Kanäle zieht und unvermutet an der Oberfläche auftaucht, um die eisigen Winter zu schmücken, wenn das Blau des Himmels knirscht und der Schnee sich wie die Bäuche der Säuglinge bläht.

In der Stube fand Hannah den Selbstgebrannten. Sie zögerte, doch als sie Petriks Stimme vernahm, der im Stall fluchte, stürzte sie sich auf die Flasche, zog den Korke und soff, rannte kopfvoran aus dem Haus, torkelte durch den frischgefallenen Schnee, diese weiche, flockige Masse, warf sie in die Luft, liess sich fallen und als sie die heisse Wohligkeit in der Brust fühlte, lachte sie, riss sich die Lumpen vom Leib und wühlte den kleinen, erhitzten Körper ins kalte Bett.

Und über dir, liebe Hannah, strahlte so weit das Auge reichte der blaue Himmel und prustete dir lustvoll ins Gesicht, und du bohrtest deine Sinne, ja die ganze Kraft deiner Gefühle in diesen tief blauen Körper, in diese Liebe, eine grosse Liebe, die du andauernd anschauen, nicht mehr aus dem Blick lassen wolltest, behalten, einverleiben, auffressen, verdauen und nicht mal scheissen, nur bei dir behalten, für immer behalten, so ging es dir mit diesem blauen Himmel, der Wölkchen pustete und Vögel in alle Richtungen verschickte, allein, um dir ein Vergnügen zu bereiten, dein Atem stockte, nicht vor Angst, nein vor Freude, und die kleine Brust zersprang. Doch der weiche Schnee umfasste dich gerade noch rechtzeitig, wie damals, der riesige, weiche Körper, mit der glatten, warmen Haut über den kräftig gebauten Knochen, und der runde, pralle Hügel mit der braunen, schrumpeligen Spitze sich ruckartig deinem Mund näherte, um deren Süsse du wusstest, bevor du deine Lippen schnell und entschlossen darum herum legtest, und du schlossest die Augen, drücktest konzentriert mit dem Zungenrücken die Warze an den Gaumen und riebest voller Hingabe hin und her, bis die warme Flüssigkeit herauskam und dein Inneres mit dieser Ekstase anfüllte, und die Augen langsam nach hinten auf

den Grund deines Kopfes in die Dunkelheit hineinkippten. Wenn du Glück hattest. Denn es konnte geschehen, dass eine Hand dir die Warze aus dem Mund zog, und sich kühler, kratziger Stoff zwischen dich und die ersehnte Wärme schob, und du beiseite gelegt, abgelegt, wie eine unnötige Last, ein schmutziges Bündel, beiseite geschoben, aus dem Weg geräumt, und du spürtest das Gewicht deines Körpers, die Härte der Unterlage, die Anstrengung der Haut, die sich abrackerte, um die Schutzmauer aufzubauen, die Wärme aufzubewahren, damit die Kälte dir nicht das Leben aus deinem Leib herauszerren und fressen konnte, wie im Stall am Koben die Schafe das Heu. Und dein Herz vor Wut nur noch im Kreis raste, ohne Ende, so lagst du auf die Geräusche lauernd, deine Sinne gerichtet, auf das mächtige, raumgreifende Wesen, das sich in regelmässigen Abständen näherte und entfernte. Doch so wie das Meer ohne Wind keine Wellen – ohne die harte Blanka hättest du nie deine Arme verlangend ausgestreckt.

Und obwohl du den drängenden Wunsch verspürtest, zu verschwinden... *Ich will weg, ich bin verhasst, ich bin verdreckt, ich bin geschwächt, wie die russigen Töpfe in Blankas sauber gescheuerten Händen... Blanka, die mich liebt, Blanka, in deren Augen ich überlebe, und ich trotz der Schläge und Tritte von Petrik und den grabschendenden Fingern des blöden Knechts jeden Morgen erwache...* und obwohl Hannah den drängenden Wunsch verspürte zu flüchten, fürchtete sie, Blanka zu enttäuschen, und so lag sie im Schnee, still, und schlief ein.

Wortlos stiess Blanka das Mädchen ins Haus, starrte einen Moment auf den schmutzigen Fussboden vor ihren Füßen, hob die langen Arme und verprügelte Hannah mit grossen, mechanischen Bewegungen, liess ihre Hände auf Kopf, Rücken und Po des Mädchens fallen, gezielte, wirkungsvolle Schläge, und Blanka, die es gewohnt war, das Notwendige zu tun, ohne dabei etwas fühlen, war erstaunt, da sie sonst nie Gewalt gebrauchte, wie sie auch die Erinnerung an ihre Eltern über den gebotenen Respekt hinaus hochhielt, da diese sanft und bescheiden gewesen und nie die Hand gegen sie erhoben hatten, und was die kleine Hannah betraf, sie bemüht war, das Mädchen vor der Gewalt der Männer in Sicherheit zu bringen, mit einem Beschützerinstinkt, der sie erkennen liess, dass sie sich immer eine Tochter gewünscht und diese in Hannah gefunden hatte. Sie liess von ihr ab und verzog sich im Stall, um das Pferd zu striegeln und die Kühe zu melken und ihre verhängnisvolle Entscheidung zu verfluchen. Es war nicht der Alkohol, es waren die Dämonen der Geschichte, die ihr das Kind verdarben, dieses Kind, das die Frau, die den Namen Charna trug, aus dem litauischen Marijampolé mitgebracht und bei ihr im russisch-polnischen Zamosc abgeladen hatte, deren schwarzes Haar schimmerte und deren schwarze Augen leuchteten, Charna, die Schwarze, das wusste sogar sie, die sprachunkundige Bäuerin mit dem Namen Blanka, die Helle, die nicht viel in der Welt herumgekommen war, sich aber sehr wohl zu helfen wusste, da man ihr beigebracht hatte, die Gesetze, wenn das Überleben es forderte, zu übertreten.

Und diese Charna, die in eleganten Stiefeln durch den Schmutz stapfte, leichtfüssig, als würde sie erhobenen Kopfes ungeachtet der Materialität der Dinge unberührt durch ihn hindurchgehen, und die mit feinen, zartgliedrigen Händen das Bündel umklammerte und mit aller Kraft an ihre Brust drückte, wirkte stark und eigenwillig, ein Eindruck, der sich durch ihre Verstörung und Verzweiflung geradezu verstärkte, eine Gebildete, wie man sie unter denen, die Jiddendeutsch sprachen manchmal zu finden pflegte, ja, es musste eine dieser Gebildeten sein, die sichtlich in grosser Not den weiten Weg von Marijampolé nach Zamosc gekommen war, um sich von einer polnischen Bäuerin das offensichtlich geliebte Kind töten zu lassen. Eine litauische Engelmacherin hätte es auch getan, das Kind töten, ein Bastard, vermutlich ein Bastard, irgendein Tölpel hatte das Jiddenmädchen schwanger gemacht, Blanka kannte sich aus, das hatte sie das Leben ihrer Kundinnen aber auch das eigene gelehrt, da doch auch eines ihrer Kinder, der Petrik, in ihrem Bauch gewachsen war, nachdem die französischen Soldaten ihr den Mann erschlagen und das Vieh aus den Ställen gezerrt hatten.

Aber schön war sie, diese Charna, und hochmütig, denn noch nie hatte Blanka es erlebt, dass eine Mutter ihr das Kind eigenhändig übergab. Sie sollte es wieder mitnehmen, das Kind, es hatte den Tod und die Mutter den Schmerz nicht verdient. Doch da dachte sie an Petrik und seine verbotene Schnapsbrennerei, sie dachte an seine Pferdediebstähle und die Beamten des russischen Zaren, die ihr den Jungen bald holen würden, um einen Soldaten aus ihm zu machen, und was wurde dann aus ihr, sie nahm das Geld und versprach den Tod des Kindes innerhalb von sechs Tagen. Sie würde es töten, wie alle anderen zuvor, in die Hütte bringen, und vergessen, einfach vergessen, den Stall putzen, das Pferd striegeln, und in den nächsten Tagen den Weizen schneiden, einfahren und dreschen, schöne Tage, keiner ist betrunken und keiner schlägt, und alle – auch die Tiere und die Pflanzen – sind gesund, das Wetter gut, genügend Nahrung und das wimmernde Kind weit weg.

Der Mann auf dem Bock, der die schwarze Charna gebracht hatte, schrie in einer unverständlichen Sprache. Die Frau musterte Blanka und den Hof mit flüchtigen Blicken, hellwach – sie war eine von denen, der nichts entging. Der Mann liess die Peitsche knallen, das Pferd zuckte, sie drückte das Bündel noch fester gegen ihre Brust und bohrte sich in Blankas Augen. Und da geschah, wovor Blanka sich am meisten gefürchtet hatte: In ihr erwachte ein Gefühl. Erleichterung zeigte sich auf Charnas Gesicht, ein wilde, ungezügelter Hoffnung. Blanka leckte sich eine Träne von den Lippen, streckte die Hände aus und nahm mit einer machtvollen Geste, wie sie Menschen eigen ist, die einmal in Bewegung geraten nicht mehr aufzuhalten sind, das Kind an sich. Charna wickelte sich in ihre schwarzen Tücher, wandte sich ab und lief zum Wagen, Kopf und Oberkörper hochaufgerichtet, als trüge sie eine wertvolle Pflicht und eine grosse Sünde zugleich, doch da blieb sie abrupt stehen, verlor die Fassung, wütete mit den teuren Stiefeln im Schlamm, zerriss sich die Bluse über der Brust und ein Gebrüll, das dem eines durstigen Ochsen ähnelte,

suchte sich den Weg aus ihrem aufgerissenen Mund. Blanka erstarrte, und es schien ihr, als suchte die Fremde nicht nur ihren unterträglichen Schmerz auszukotzen, sondern wütete mit aller Kraft gegen die unsichtbaren Mauern eines für immer geschlossenen Kerkers.

Blanka legte die Hand auf ihre Brust und spürte wiederum diese Sehnsucht, die beim ersten Blick in die grasgrünen Augen des fremden Säuglings aus Marijampolé in ihr aufgestiegen war.

Diesmal würde sie es nicht übers Herz bringen.

Und ein gutes halbes Jahr nach Hannahs Besäufnis und einer Zeit quälender Unruhe, fasste Blanka Pawelka einen Entschluss und ergriff in Richtung des galizischen Sambir die Flucht. Was vermochte sie, die Bäuerin aus dem russisch-polnischen Zamosc, gegen die Dämonen des todgeweihten, schwarzen Kindes ausrichten, und so erinnerte sie sich ihrer Nichte Karolina Lukaszka, die in Sambir, in der Nähe des galizischen Lemberg auf dem Gut des polnischen Grafen Tomasz Szujski den Haushalt führte und ihr anlässlich eines Besuches erzählt hatte, dass der Pächter, ein Jude, ein grossherziger Mann war. Menachem Ader. Bei ihm wollte sie das Kind abladen, hatte sie doch keinen Zweifel wegen der Herkunft der armen Charna, da sie noch am ersten Abend, als der Säugling bei ihr geblieben, in den nassen, stinkenden Windeln diesen Fetzen aus dickem Papier mit der fremdartigen Schrift gefunden hatte, so dass ihre Neugier geweckt wurde und sie den erstbesten Hausierer, von denen zahlreiche jeweils im Frühjahr und Herbst ihren Hof besuchten, ins Haus zog und ihn bat, das Geschriebene zu entziffern. Der Händler, ein freundlicher, bärtiger Mann, nahm das Schriftstück, da er selber nicht lesen konnte, mit dem Versprechen zurückzukehren an sich, was er auch tat, und legte wenige Tage später den Papierfetzen mit bedeutungsvoller Miene auf Blankas Tisch, trank aus dem Wasserkrug und berichtete, es handle sich um die Anschrift eines Fishel Kaplan, der im fernen südamerikanischen Chile in einer Stadt namens Valparaiso ein Haus besitze und Handel mit Weizen betreibe. Der Mann wischte sich das Wasser vom Mund und schaute Blanka misstrauisch an, da er sich beim besten Willen nicht vorstellen konnte, wie eine einfache polnische Bäuerin zu dieser Nachricht gekommen war, doch dann fuhr er fort, dieser Fishel Kaplan hätte geschrieben, dass dieses Chile ein gutes Land wäre, das sich nach dem Unabhängigkeitskrieg für die Juden geöffnet hätte, und wenn Charna sich gezwungen sähe, in Marijampolé Chalitza zu machen, wäre das für ihn kein Grund, sie und ihr Kind nicht in Valparaiso zu erwarten, er würde sich freuen, sie bei sich aufzunehmen. Blanka schwieg. Und versuchte zu verstehen, wie dieses ferne Chile und Valparaiso in ihre enge polnische Stube hat einbrechen können und ohne auf die stummen Fragen des Hausierers einzugehen, drückte sie ihm ein paar Münzen in die Hand und schob ihn aus ihrem Haus und hörte nicht hin, als er sich umwandte und sie kichernd fragte, ob sie denn wisse, was Fishel bedeute?

Doch nicht nur weil sie dieses Kind beim Menachem Ader in Sambir loswerden

wollte zog Blanka das Pferd aus dem Stall, noch viel drängender war ihr, das Balg aus dem russisch-polnischen Reich über die Grenze ins österreichische Land zu bringen, weit weg, denn das unberechenbare, schwarze Mädchen, das mit dem Trinken begonnen hatte, drohte am Ende die Aufmerksamkeit der Gendarmerie auf sich zu ziehen und dann wäre es aus mit Blankas und ihrer Familie Leben. Nicht üblich war es zwar, Frauen auf dem Bock eines Wagens zu sehen, doch schien es ihr undenkbar, Petrik oder den blöden Knecht zu bitten, da sie auch ihnen gegenüber verschwieg, woher das wenige zusätzliche Geld und damit auch Hannah gekommen waren, und dass sie die ihr anvertrauten Säuglinge in einer entfernten Hütte austrocknen liess. Doch sah sie sich gezwungen, zu handeln, denn sie war es, die für die Familie Sorge trug und schaute, dass sie alle über die Runden kamen. Ihre Familie bedeutete ihr Schicksal, Gefäss, Welt, Überleben, Sterben, Glück, Unglück und Gott auf Erden, umso mehr da ihr der Hunger die älteren Kinder und zwei ihrer Geschwister und die marodierenden, französischen Soldaten den Mann geraubt hatten, weder Fleiss noch Mut oder Gottesfurcht hatten geholfen. Stolz musste man sein und sich zu wehren wissen. Und so spannte sie das alte, magere Pferd eines Nachts vor den Karren, sie würde die Blicke und den Spott aushalten, eine Frau auf dem Bock, was für eine Schande, doch verfügte sie über einen festen Willen und die Fähigkeit, nur gerade so viel zu erfassen, wie notwendig war, nicht zurück- und nicht vorwärtsschauen, davon hing ihr Überleben ab, und das Kind musste weg.

Weg aus dem polnischen Backsteinhaus, das unter wuchernden Pflanzen erstickte, hin zu der galizischen, kohlrabenschwarzen Erde, die von den Flüssen gebracht, diesen fetten, trägen Weizen hervorbrachte, und aus dem Sand gewachsen – dunkler, zwischen den Gletschern zerriebener Sand –, ein Meer von Föhren, Birken und Eichen. Störche, die durstig ihre Schnäbel in das Steppengras eintauchten und in Farben ertranken, Pflaumenrot, Schleierweiss, Buttergelb, Lindengrün, das Licht drang zwischen die Föhrenstämme und entzündete diesen trockenen, duftenden Mund, einbrechen, durchbrechen, durch den Schlund der Wälder brechen.

Blankas bedächtige Härte wie auch Hannahs Wut kippten in die Unendlichkeit der Steppe hinein. Manchmal hielt Blanka schützend ihre Hand auf den oberen Teil des Rückens, auf die Halswirbel ihrer Hannah, und nahm sie fest zwischen die Finger. Und Hannah klammerte sich verzweifelt an Blankas Fussknöchel, um nicht vom geschüttelten Wagen in diese verschlingende Pflanzenwelt geschleudert zu werden, auf den Grenzmarksteinen aufzuprallen, in der Steppe kopflos schwebend verloren zu gehen, Blanka, schnell und stark, würde sie endlich angehalten haben, das heruntergefallene Kind wäre bereits von gierigen Heuschrecken aufgefressen worden.

So blieb nur, die Peitsche kräftig auf den Rücken des mageren, alten Pferdes niedersausen zu lassen und zu hoffen, dass Hannah sich festhielt – antreiben und auf Gott setzen: Die verängstigte Blanka und ihre schwarze Brut auf endlosen

Wegen, die sich unersättlich durch die Landschaft frassen, Flüssen entlang, deren Hälse von Schilfkragen gesäumt und aus deren feuchter, dunkler Wangenhaut Seerosenstoppeln wuchsen, und nicht mal Blanka wusste genau, wovor sie flüchtete: War es der Rachegott, der Hüter ihrer Albträume? Oder waren es die berittenen Steppenbewohner, die Kosaken, die alles niedermetzten, was sie nicht kannten oder für polnisch, für russisch, deutsch oder gar – Gott behüte! – für jiddisch hielten? Waren es die Gesetzeshüter des russischen Zaren, die sie für ihre Dienste an gefallenen, jüdischen Frauen hingerichtet hätten? Soll sie ihnen, den Rächern und Hütern der Gesetze, von ihrer eigenen Mutter berichten, die so vielen Kindern das Leben geschenkt und manches verloren hatte, bis ihr schliesslich im Kindsbett das eigene abhanden gekommen war? Oder flüchtete sie vor der pflanzlichen, zellstofflichen, sabbernden, erstickenden, vor Chlorophylen platzenden Galaxie, die auf ihre stupide, kreatürliche Art allen Lebewesen zum Atmen die Luft raubte und dennoch nicht genug abwarf, um sie alle zu ernähren? Auch sie hatte geträumt: Dem schönen Offizier aus der Stadt, der Jahr für Jahr bei ihnen vorbeiritt und für einen Topf Milch halt machte, den Kopf zu verdrehen, so dass es genug Essen, einen grösseren Hof und weniger Zinsabgaben und für Blanka ein hübsches Mieder für das Kleid und ein glänzendes Band für die Haare gegeben hätte.

Und in Hannah nagte die Frage, was denn an ihr so schlimm war, dass Blanka sie weg brachte. Ununterbrochen dachte sie daran, im Versuch eine Antwort zu finden, doch ihr Kopf konnte die Geschwindigkeit der Ereignisse nicht bewältigen, was sie mit Zorn erfüllte und ihre Seele erstarren liess, das Rattern der Räder hämmerte die Gewissheit der nahenden Trennung erbarmungslos in ihr Herz, und sie fasste fester zu und beschloss, ihren wütenden Klammergriff nie wieder zu lösen... *Ich weiche nicht von ihrer Seite, ich lasse sie nicht für einen Wimpernschlag aus den Augen, ich träume nicht, ich schlafe nicht, ich tue alles wie Blanka es will, so vergisst sie mich und ihr Vorbaben, mich auszusetzen...* Und so verlor Hannah mit jedem Meter, den sie fuhren, ein Stück der Familie, die ihr so oft eine Gefahr und das Aushalten von Schmerz gewesen war, doch kannte sie nichts Besseres und hatte gelernt, durch die Liebe zu Blanka die grosse Furcht zu bannen. Und sie erinnerte sich, wie sie den Hof durchquert hatte, gehalten von Blankas hartem Griff, wie sie durch das Tor in die Wiese gelangt war und einer plötzlichen Eingebung folgend sich von der Hand löste und ihre ersten selbständigen Schritte machte, sie lief los, kopfvoran, und warf sich, die Arme erhoben, in die Ereignisse hinein, in die brusthohen Wellen des Gräsermeers, hob das Kinn an, sah den schwarzen Wald, doch dorthin wollte sie nicht, wollte nirgendwohin, ziellos, schneller, nur schneller sein als Petrik, der ihren verhärteten Körper schlug, als der Knecht, der ihre entzündeten Geschlechtsteile durchbohrte, ja, selbst als Blanka, schneller sein als der eigene Körper, Hannah verspürte den brennenden Wunsch nach Freiheit, frei sein, und so rannte sie kopfvoran aus sich selbst heraus, ihre Füsse stolperten hinterher, die Halme klatschten an ihren Hals und Wangen, Insekten summten und sie fühlte die Schwere der stoppeligen Erde und das wackelige Gleichgewicht und doch lief sie und lief, rannte schliesslich, da

ihr die Geschwindigkeit half, nicht zu fallen, und ein aufschliessendes Glücksgefühl trug sie, immer weiter, weg von Blankas Körper und ihrer eisernen Hand, die Hannahs Bewegungen bereits im Keime erstickt hatten. Und je weiter sie sich durch dieses Gräsermeer Richtung Wald entfernte, je heftiger dieses Glücksgefühl in ihr brannte, desto zäher floss aus den verstecktesten Winkeln ihres Bauchs ein Schlick von Schuld und Angst, Blanka würde sie bestrafen, Blanka würde sie verlassen. Und so sass Hannah in Gedanken versunken auf dem Wagen, starrte auf den schweissnassen von Fliegen übersäten Rücken des Pferdes, der sich wie das Gräsermeer auf und ab bewegte, und versuchte ihr wild klopfendes Herz zu zähmen, zu beruhigen und sich mit herbeigeholten Phantasien zu trösten, denn die Vorstellung, dass Petrik, der sie täglich geschlagen, seine bössartigen Gelüste nun am blöden Knecht, der Nacht für Nacht im Stroh zwischen ihren angespannten Beinen herumgewühlt hatte, austoben würde, gefiel ihr und brachte sie sogar zum Lachen... *Wenn zwei sich zusammentun, um dich zu vernichten, und du machst dich unsichtbar, dann werden sie sich gegenseitig totschiessen...*

Abends band Blanka das Pferd an einen Baum, setzte sich mit dem Rücken an den Wagen gelehnt auf die Erde und öffnete ihren grossen Mund, um entsetzt den Mangel an ausreichender Nahrung festzustellen, schloss ihn wieder und schwieg, bis ihr der Kopf in alle Himmelsrichtungen zerstob. Manchmal gab es jedoch eine Kuh. Gestohlene Milch. Heidelbeeren und Pilze, die der Wald hergab. Und wenn in den Gärten die Feuer brannten, und der Himmel farb- und trostlos, wie stinkend fauliger Abfall war, Blanka in die Landschaft hineinstarrte – Felder, Heidehäute, weidegrünes Haar, während des Tages pralle, gelbe, liebeshungrige Welt, um dann in der Dämmerung sich aufzulösen –, sog Hannah den Rauchgeruch tief ein und fühlte sich entschlossen und zuversichtlich, sie und Blanka, allein in dieser weiten Welt... *Ich bin für sie da, wir sind für uns da, wir helfen uns, wir überleben, in dieser Wildnis, weil wir Sorge tragen, weil ich Sorge trage, weil ich Blanka nicht aus den Augen lasse, noch sind wir beisammen, sie und ich, ich und sie, und alles ist gut...* Und Blanka mahlte mit dem Mund und schmeckte die würzige, schwarze Erde, die zwischen den Zähnen knirschend zerschmolz, das knackige Korn, das auf der Zunge Wurzeln schlug, spürte, wie die Wellen von Hannahs klammernder Wut über ihr zusammenschlugen, was sie in blinder Angst ihr Vorhaben umso rücksichtsloser und grausamer vorantreiben liess. Sie starrte in diese Weite, Sehnsuchtsweite, seelenzerreissende Weite, sinnlos, grausam, ihre Welt, weiche, süsse Welt, bitteres Bier, zum Sonnenuntergang dem Gott in seinen rachsüchtigen Schlund gegossen, zum Opfer, wirkungslos, doch immerhin betäubt, und hier würde sie einst begraben sein: «Doch DU kriegst mich noch nicht.»

In ihrem Schluckauf drohte die flüchtige Blanka aus Zamosc zu diesem Gott hinauf, der mit grosser Geste seine Hände ausstreckte und mit bösen Worten ihr ins Gewissen geiferte. Regengüsse wie Umarmungen. Gewitterschübe wie Schläge auf den nackten Hintern. Wald und Wiese. Blanka weinte, wenn sie an ihre schwangere Mutter dachte, an den dicken Bauch, der durch die Tischplatte vom Oberkörper

und dem Kopf abgetrennt war, an die aufgesprungenen Hände, die sich um die Schale schlossen und sie gierig zum Mund führten, nur kurz, um sie gleich wieder hinzustellen und heftig wegzuschieben, Blanka, gebunden an die Not, an den Schmerz, an die Kälte, den Hunger, Blanka, Schritt für Schritt, den Blick gerade auf den Moment gerichtet, das Notwendige, Blanka, jeder Schritt ein Faustschlag in Gottes bösesartiges Gesicht. Sie weinte, wenn sie an die arme Charna dachte, die niemals ihrem Kind das Spiel des Sonnenlichts im Staub, den Duft der Milchsuppe an Festtagen, das Gegacker der Hühner und ihr lachendes Gesicht, wenn sie versuchte, einen der Vögel einzufangen, zeigen und die nie davon erfahren würde: Sie hatte es nicht übers Herz gebracht, das Kind, in dessen verkackter Windel sie die Nachricht des chilenischen Fishel Kaplan gefunden hatte, zu töten.

2010. Zürich. Schweiz

Kurze Zeit nachdem Pauline Einzig beerdigt worden ist, erhält Selma Einzig, die Enkelin von Pauline, einen Brief, in dem ihr angekündigt wird, sie habe innerhalb der nächsten vier Wochen die Wohnung zu verlassen.

Selma bekommt den Schluckauf und auf der Stirn, Oberlippe und unter den Achseln breitet sich Nässe aus. Sie geht mit kleinen, tapsigen Schritten durch die menschenleere Wohnung, bemüht, in jeder Bewegung ein Gefühl oder einen Gedanken zu finden, bleibt immer wieder stehen, verharrt tatenlos, und schaut über die Dinge, die sich während der letzten Jahrzehnte ihres gemeinsamen Lebens in der weitläufigen Wohnung eingefunden haben: Joel schwarz glänzendes Klavier, das er jedoch nie benutzte, denn nachdem er es tagelang angestarrt hatte, tauchte er seine Finger in die Tasten und erzeugte einen fürchterlichen Missklang, worauf er den Deckel zuklappte und das Instrument nie wieder anrührte; Selmas in der Wohnung verteilten Bücher, die Pauline stur und belehrend in die Regale zurückgestellt hatte, und Selma, die sich im Chaos aber nicht in der Ordnung zurecht fand, sich auf die Suche nach ihren Büchern machen musste; die farbigen Teppiche, Jagdbeute von Paulines und Selmas Reisen.

Auf dem runden Esstisch stapeln sich akkurat zusammengelegte Kleidungsstücke, frisch aus der Wäsche, Stoffe von hervorragender Qualität und Farben von einer dämmerungsgleichen Diskretion – Selma berührt die Stücke und presst ihre Nase tief hinein – Pauline hat, solange Selmas Erinnerungen reichen, nur diese braunen, beigen und eierschalenweissen Woll-, Baumwoll- oder Seidenstoffe getragen, Kleider, die geschützt, geschmeichelt und gewärmt und dennoch der Trägerin eine kühle und abweisende Eleganz verliehen haben... *Streicheln, ich hätte sie streicheln wollen, und doch es war schwer, denn Pauline hat eine verbornten Haut, eine schuppige Seele gehabt, eine Peitsche wie ein Herz...* Selma öffnet Schränke und Schubladen, wühlt unentschlossen zwischen den Dingen, lässt sie stehen, und das Gefühl der Aufregung, das sie gerade noch erfüllt hat, weicht der Empfindung der Überforderung, und sie setzt sich auf den kalten Küchenfussboden... *Was soll ich machen? Wer will denn alle diese Sachen behalten? Wie soll ich sie unterbringen? Wohin soll ich gehen? Warum bin ich allein...* Und da nun Selbstmitleid sie bewegt, wickelt sie sich in die dicke, rote Wolldecke und legt sich aufs beige Sofa, flüchtet sich in Träumen zu ihrer Mutter Marielouise, die in der chilenischen Stadt Valparaiso lebt. Und wenn hier alles erledigt ist, wird sie die Koffer packen und über den Atlantik fliegen und das tun, was zu Paulines Lebzeiten ein Ding der Unmöglichkeit gewesen ist. Es hätte sie zu sehr gekränkt.

In der folgenden Woche packt sie mit Joel seine Sachen zusammen. Hat doch der Junge einen Tag nach Paulines Beerdigung knapp angedeutet er wolle nach

sechzehn Jahren Zusammenleben mit Grossmutter Pauline und Mutter Selma zu seinem Vater ziehen: Diogo Pintor Eloy, Selmas Freund aus Kindertagen und Abteilungsleiter der Redaktion, in der sie seit Jahren als Reporterin ausharrt. Joels Flucht erstaunt und kränkt sie gleichermaßen, und sie vermutet, ihr Kummer und ihre Einsamkeit wie auch die Veränderungen, die Paulines Tod unweigerlich mit sich brachten, erfüllten ihn mit Widerwillen, doch im Grunde weiss sie um seine Art, Paulines Tod zu betrauern und beim Vater Sicherheit und Schutz zu suchen.

Sie spürt Neid, Neid auf ihr eigenes Kind, das einen Vater hat, das über einen Vaterort, einen Ausweichort verfügt. Doch niemals würde sie ihm den Weg versperren, da sie die Liebe zu Joel der Liebe zu sich selbst gleichstellt und eine Abweisung seiner Person ihr den Atem raubte und ihr unerträgliche Schmerzen zufügte. Sie lässt ihn gehen, ohne darüber zu sprechen, da er mit feindseliger Miene zu verstehen gibt, dass ihn das viele Kämpfen, dieses ihn-Miteinbeziehen und sich Sorgenmachen, dieses unnötige wir-sind-ja-so-interessiert-an-dir schrecklich auf die Nerven geht. Und so wagt sie auch nicht, Joel von ihrem Vorhaben, sich bei Diogo zu entschuldigen, und ihn zu bitten, es mir ihr nochmals zu versuchen, zu berichten. Sie würde nun nach Paulines Tod endlich bei Diogo einziehen. Eine Familie sein. Endlich hätten sie es geschafft, eine Familie zu sein.

Sie packt mit dem Jungen seine Sachen zusammen. Richtet mit leichten Pfoten und melancholischer Zerstretheit ein Durcheinander an, verliert und vergisst, und er läuft unwillig hinter ihr her, sammelt bedächtig auf und sorgt für Ordnung, schimpft lethargisch vor sich hin. Manchmal graben sie Erinnerungen aus und erzählen Anekdoten, Joel spielt mit, er, der immer wieder betont, er könne seiner Mutter niemals verzeihen, dass sie ihn durch ihren Lebenswandel dazu zwingt, ihren Namen zu tragen, «Joel Einzig, what a Fuck, wie viel cooler ist doch Joel Pintor Eloy», was wiederum Diogo scherzhaft zu korrigieren pflegt, «Joel Pintor Einzig – Vater zuerst und dann die Mutter», worauf Selma nörgelt, «Joel Einzig Pintor», und Joel mault, «Wer fragt eigentlich mich», und Diogo ihn in die Seite boxt, ihm durchs blonde Haar fährt und in die blauen Augen pustet, «deine Mutter. Alles die Schuld deiner Mutter», und so witzeln sie und lachen, bis Joel die Nerven verliert, seine Kleider in einem Tobsuchtsanfall herumschmeisst und zornig in die Taschen stopft, was für eine Zeitverschwendung, was für eine Zeitverschwendung! Nur fertig werden und endlich raus hier!

Nachdem er untergebracht ist, arbeitet Selma sich wirr und ungeordnet von vorne nach hinten, und von rechts nach links, verstaut Stück für Stück von Paulines Habseligkeiten in hellblau gemusterten Abfallsäcken, um daraufhin auf die Strasse zu stürzen, die Säcke aufzureissen und das eine oder andere Ding wieder herauszuzerren, Joel, er wird später den Wunsch verspüren, sich an seine Urgrossmutter Pauline, Gefährtin und Hüterin seiner Jugend, und an seine ferne chilenische Grossmutter Marielouise zu erinnern.

Joel und seine Rechte gehen vor.

Marielouise Einzig hatte den bruchstückhaften Erzählungen Paulines zufolge vor sehr langer Zeit den Kontakt zur Mutter und Tochter abgebrochen und beschlossen, ihr zweites und besseres Leben in der chilenischen Wüste Atacama fortzusetzen.

Selma, die mit fünfzehn Jahren nicht weiterhin das Schweigen um das Verschwinden ihrer Mutter hinnehmen wollte und Pauline diesen Hang zum Rätselhaften, zum Drama und dieses unerträgliche Pathos vorgeworfen hatte, wurde jedoch mit barscher Strenge abgewehrt: «Geschichten gehen allein diejenigen etwas an, die sie erlebt haben. Sind sie tot, haben sie nicht mehr die Möglichkeit, sich dazu zu äussern. Wer tot ist, nimmt die Geschichte mit. Weg ist sie. Und das ist gut so.» Selma schluckte leer: «Tot? Meine Mutter ist in Chile. Aber doch nicht tot!» Pauline ging durchs Wohnzimmer mit weitausholenden Schritten, die Küchentür fest im Blick, es schien als tanzte sie in leichter Schräglage einen leidenschaftlichen, abgehackten Tanz – und brüllte plötzlich los: «Dass du so undiszipliniert bist! Verwöhnt und undankbar! Ja, unloyal! Unloyal! Du weisst nicht, wer wir sind.»

Hin und wieder fiel das Wort Valparaiso. Valparaiso, ein so schönes, phantastisches Wort. Selma hat es jeweils wie Karamellen auf der Zunge zergehen lassen, und dieses Valparaiso ist ihr zum Fluchort, zum Licht am Ende des Tunnels, zum Stern am Himmel geworden. Die Mutter in Valparaiso, ein pochendes Geheimnis, das ihr das Gefühl gibt, unverletzbar zu sein. Und eines Tages, nachdem Pauline gestorben ist, wird sie in eben diesem Valparaiso eher zufällig, als hätte eine geheimnisvolle, unsichtbare Kraft sie hierher geführt, mit harmonischen, leichten Schritten, im Einklang mit sich selbst, die Bühne ihrer Mutter betreten, in der Hand ein aufgeregtes, verzeihendes Herz. Die Tatsache, dass die Stadt Valparaiso sich weit entfernt von der Wüste Atacama befindet, hat für sie keine Bedeutung, ja, sie erklärt sich die geografische Ungenauigkeit mit Paulines Wunsch, Marielouise, ihre missratene Tochter, in die Wüste, wo die Hippies, die Kiffer und die Alkoholiker leben, zu verbannen – in diesem Bild fand sich Pauline wieder ja, sie liebte es in ihrer selbstgerechten Art. Atacama, was «ans Bett gefesselt» heissen könnte, so jedenfalls hat es Selma im Wörterbuch gefunden, Atacama, Name für eine langgezogene Wüste, die auf der Landkarte so schmal erscheint, dass zu fürchten ist, Marielouise müsste über den Rand stürzen, in die kalten Fluten des Pazifik oder über die unwirtlichen Klippen der Anden, deren Pfade ins benachbarte Bolivien führen. Selma versinkt im Anblick ihrer Mutter, die sie nur von Photographien kennt, jedoch im Herzen trägt, das glatte dunkle Haar über dem Kopf hochtoupirt, am Hinterkopf kunstvoll zu einem Knoten geschlungen, künstliche Locken fallen über die schmalen Schultern. Die dünnen Arme um die Brust geklammert und den Kopf nach vorne geneigt sucht sie Schutz vor den Wüstenwinden, die jedoch erbarmungslos die farbigen, luftigen Stoffe des bodenlangen Rockes, die in präziser Arbeit geschlungene und gesteckte Frisur wie auch die feine, sonnenempfindliche Haut zerstören. Die trockene Haut, das trockene Haar, ja das ganze trockene Wesen ihrer Mutter muss in diesen rauen Gegenden vollständig papieren und brüchig,

schlussendlich zerrissen, in alle Himmelsrichtungen zerstreut sein. Denn Marielouise ist trocken. Durch und durch trocken. Obwohl sie das schmale Gesicht ihrer Mutter seit frühester Kindheit nie wieder anfasste, niemals die Hand auf die hohe Stirn legte, erkannte sie es auf der Photographie. Auch weil sie selber genauso trocken ist. Sie hat die Herbe ihrer herrschsüchtigen Grossmutter und ihrer unberührbaren Mutter geerbt.

Und so pflegt sie seit ihren frühen Kindertagen täglich Unmengen von Öl und Fett auf Haut und Haaren zu verteilen. Und hat beim ölen und fetten jeweils darüber nachgedacht, warum sie ohne Eltern, ohne Vater, ohne Mutter, allein mit ihrer exzentrischen Grossmutter aufwachsen muss. Und dass dieses Alleinsein vermutlich ein allgemein menschliches Schicksal ist. Was aber sofort die nächste Frage aufgeworfen hat, warum denn andere Kinder in Familien lebten, und ob sie, aus ihr unerklärlichen Gründen, auserwählt ist, die Wahrheit über das menschliche Dasein früher als andere zu erkennen. Heute jedoch, als erwachsene Frau, und neuerdings als Erbin der verstorbenen Pauline, stösst sie angesichts der stillen Wohnung nur ein lapidares «Scheisse» aus und fühlt sich verärgert, weil dieses Alleinsein keine Frühreife sondern lediglich ein Mangel und nichts als zusätzliche Arbeit ist.

Pauline setzte geräuschlos die Teetasse ab, nahm einen tiefen Zug von der Zigarette und sagte in klaren, unmissverständlichen Worten: «Ich hab deine Mutter vergessen, in meinem Kopf existieren keine Erinnerungen, in meinem Herzen sind keine Gefühle, es ist, wie wenn es sie nie gegeben hätte.» Was in ihrer Sprache jedoch bedeutete: «Ich vermisse meine Tochter, ich muss immerzu an sie denken, vom Augenblick des Aufstehens bis zum Moment des Einschlafens, und ich bete dafür, dass sie mir ein Zeichen gibt und mir verzeiht, was auch immer ich ihr angetan hab.»

Selma, die ihr 35 Jahre dauerndes Leben im Kraftfeld von Paulines Persönlichkeit verbracht hatte, starrte ihre Grossmutter an und versuchte zu verstehen, was sie beabsichtigte, denn sie sprach in der Regel, um etwas zu erreichen... *Vermutlich ist sie traurig... Sie will getröstet werden, ohne darum bitten zu müssen...* Selma streckte die Hand aus, um der alten Frau eine Haarsträhne aus dem Gesicht zu streichen, den Arm zu liebkosen, das Hosenbein zu glätten und stiess kampflustig aus: «Du hast sie vergessen? Und ich? Bin ich vom Himmel gefallen?» Pauline schwieg. Schaute ihre Enkelin prüfend an... *Und zerlegt vermutlich mein Inneres in seine Einzelteile, um zu verstehen, warum ich sage, was ich gerade nicht hätte sagen sollen...* Pauline schwieg weiterhin. Selma runzelte die Stirn und fügte an, «ich bin ihr Kind gewesen. Und ich bin es immer noch.» Pauline schickte ihr warnende Blicke zu, doch dann schnellten ihre Mundwinkel hoch, «siehst du die Bäume? Riechst du die Blüten? Hörst du die Kuhglocken? Und weisst du mein Mädchen, dass du schöne Beine hast?» Pauline an einem blauen Abend mitten im Winter in einer dicht befahrenen Stadt.

Schränke öffnen? Schubladen herausziehen? Sachen in die Hand nehmen? Behalten? Weitergeben? Wegwerfen? Immerhin handelt es sich um ein ganzes,

gelebtes Leben, um Paulines Erbe. Sie sieht sich im Spiegel, der aus dem dunklen Korridor hervorblitzt, klein, aufrecht, Kopf etwas nach vorne gereckt, leicht ausgedrehte Füsse, grosse Brust, der Bauch, der sich seit Joels Geburt aus ihr herauswölbt, und sie zuckt zusammen... *Ich sehe aus wie ein ratloses Schaf. Nein, ich sehe nicht aus wie ein ratloses Schaf, ich bin ein ratloses Schaf, und es ist nicht gut, wenn ich jetzt auf dem Absatz kehrt mache, das Notwendigste in einen Koffer packe, die Wohnung abschliesse, den Schlüssel in den nächsten Gully werfe und so tue, als habe es dies alles nie gegeben...*

Die überraschende Entdeckung, die Selma macht, ist in einer hölzernen Kiste, die Pauline unter das Bett geschoben hat. Schön gearbeitetes, rötliches Holz, Blumenranken und mittendrin drei goldene Elefanten. Der Deckel lässt sich ohne Mühe mit einem trockenen »Plopp« aufklappen.

In einer warmen, stark riechenden Sommernacht studiert sie die Dokumente, Papiere und handgeschriebenen Aufzeichnungen. Manchmal dringen Musik, Gelächter, Stimmen und aufheulende Automotoren durch die offene Balkontür zu ihr hoch.

Pauline hat um die Vergangenheit ein Geheimnis gemacht. Hat Photos und Dokumente in regelmässigen Abständen vernichtet, ist im Erfinden und Etablieren von Legenden und Mythen eine Meisterin gewesen und hat stets der Welt ihre eigene Version der Ereignisse aufgezwungen.

Doch hat Pauline, wie nun Selma zu entdecken meint, die letzten Jahre ihres Lebens genutzt, um das Durcheinander, das sie in ihrer Geschichte angerichtet hat, zu klären. Tohuwabohu. Sie nannte es: Tohuwabohu... *Tohuwabohu! Was für ein wunderbares Wort für den Lärm in der leeren Wüste, den niemand je gehört hat, der jedoch die Menschen verstört und das Bewusstsein und die Geisteskräfte vernichtet, wie die Engel, wenn man sie aufsucht, bevor die Zeit reif ist...* Neben Schriften über die Kabbala in hebräischer Sprache findet Selma in der hölzernen Kiste Festschriften der historischen Gesellschaft der Ostschweiz, die das hundertjährige Jubiläum der Schweizer Nudelindustrie begehen, wie auch Auszüge aus den kantonalen, polizeilichen Archiven des Kanton Thurgau, die den Aufenthalt von jüdischen Reisenden aus Osteuropa in den Gemeinden Sulgen, Kradolf und Schönenberg belegen. Sie entziffert Paulines schöne Handschrift, Notizen über Geschichten, die von galizischen Nudelbäckern handeln, die als zerklumpte, papier- und mittellose Vagabunden im schweizerischen Thurgau herumgezogen waren, schliesslich begonnen hatten, im Weiler Donzhausen Nudeln zu machen, im deutschen Ravensburg erste Maschinen gekauft, in den Bauernhöfen Trockentürme hochgezogen und Tag und Nacht geschuftet hätten. Die Kunde über das moderne Handwerk und das neue Produkt sprach sich herum, so dass der Jakob Ernst, der Sohn des Müllers Ernst aus der Gemeinde Kradolf, sich im Weiler Donzhausen bei den Vagabunden als Nudelmacher ausbilden liess, und in der Folge in eben diesem thurgauischen Kradolf, zu dem auch der Weiler Donzhausen gehörte, Nudelfabriken gründete.

Dies führte in den folgenden Jahren zu einem Krieg zwischen den aufstrebenden Fabriken des rotgesichtigen, schwitzenden Jakob Ernst und den kleinen Faktoreien der galizischen Nudelbäcker, sie stritten wegen Kleinigkeiten, kämpften um das Vorrecht, das Logo mit den goldenen Ähren auf den Verpackungen abdrucken zu dürfen, oder um das Besitzrecht der Namen für die Formen der getrockneten, federleichten Nudelspezialitäten. Nach Jahren verbissener Kämpfe kaufte Paulines Onkel Otto, Sohn des galizischen Vagabunden und Nudelbäcker Jankel Ader und Enkel der tüchtigen, schwarzen Hannah Ader für wenig Geld die in die Krise geratene Ernst Teigwaren Fabrik und veräusserte sie gewinnbringend an die mächtigste Konservenfabrik des Landes.

Und Selma findet in der Festschrift zur Begründung der Thurgauer Teigwaren Industrie einen Satz, den Pauline mehrmals unterstrichen und mit mehreren Frage- und Ausrufezeichen versehen hat: «Wo aus uralter Bauernschlauheit kaufmännischer Geschäftssinn entstanden war, wurden anscheinend mit Absicht Unklarheiten und Lücken belassen.» Und Pauline setzte mit der Spitze ihres roten Stifts ein fettes Kreuz auf diese Lücke und schrieb am Rande des Papiers: «Da kommen wir her. Das sind wir.»

Paulines Notate berichten von Flüssen und den Hochwassern, erwähnen den Dnjestr, der in der Nähe des galizischen Sambir aus der Quelle gesprungen ist, die Thur, die in der Ostschweiz jährlich Menschen, Tiere und den kostbaren Hafer verschlungen – und sie erwähnt den wilden Fluss Sambatjon, den bisher noch keiner zu überqueren gewagt hat.

Doch das Ausmass des Erbes, das ihr die Grossmutter in dieser Kiste hinterlassen hat, zeigt sich Selma erst, als sie unter all den Papieren auf einen Plastikbehälter stösst, ein hübsches, rosafarbenes Tupperware. Sie entziffert das Etikett, hebt sorgfältig den Deckel an, und was sie vorfindet, lässt sie zum ersten Mal in ihrem Leben bodenlose Furcht empfinden.

Und erstickende Enge. Übelkeit. Selma läuft ins Bad, reisst den Klodeckel hoch und übergibt sich. Sie spürt ätzende Säure im Hals, riecht den scharfen Geruch, Kühle steigt an den weissen Porzellanwänden aus dem Wasser auf, rote Schlieren schwimmen in der braunen Flüssigkeit... *Was hab ich gegessen, ich weiss nicht mehr, was ich gegessen hab...* ein Zikade ruft, eine Frauenstimme lacht, eine Tür fällt ins Schloss. Selma hört ihren eigenen Atem.

In den Müll. Nichts und Niemanden behelligen!

Am nächsten Morgen, als sich ein heisser, heller Tag ankündigt, lädt sie die Kiste in ihr Auto und fährt in die Wohnung von Janika Weissbrod, bei der sie im Gästezimmer Unterschlupf gefunden und die nächsten Monate verbringen wird. Bei Janika, der Freundin, der Schwester, der Schwesterfreundin oder der Freundinschwester, wie es ihr gerade gefällt, bei Janika, die sie auch ihren engelhaften, bernsteinfarbenen Cowboy, oder ihren Amy-Winehouse-Engel nennt, je nach Lust und Laune mal das eine oder andere, bei Janika, die ebenfalls einen

Brief bekommen hat, und ihr angekündigt wird, dass ihre Aufenthaltsbewilligung abläuft, und sie innerhalb dreier Monate die Schweiz zu verlassen hat.

Janika will nicht. Der Gedanke, nach Israel zurückzukehren, ist ihr geradezu verhasst, und so verbringen Selma und Janika ihre Nächte mit dem Formulieren von Rekursen und Einsprachen, zerlegen Janikas Leben in Einzelteile und setzen es neu zusammen – und zum ersten Mal ist Selma dankbar für das, was sie von ihrer Grossmutter gelernt, bei ihr also schon fast instinkthaft vorhanden ist und ihre Freunde – vor allem auch Diogo und Joel – spotten und lachen lässt: Das Erfinden von Mythen und Geschichten. Ja, wer nimmt schon das Geschichtenerzählen, das Dramatisieren und Verdichten ernst, wer liebt schon die Lüge und die berechnende Manipulation. Die Erzählungen, die auf diese Weise entstehen, geben jedoch in der Unsicherheit und Unwägbarkeit des Daseins für einen kurzen Augenblick das Gefühl, einen Zipfel Sicherheit und Geborgenheit zu erhaschen – das gute Leben – davon ist Pauline überzeugt gewesen – und so weben sie am Stoff von Janikas Biografie, erfinden unzählige Motive, Varianten von den Motiven und von diesen wiederum neue Versionen, wobei schlussendlich die Wahl nicht auf diejenige fällt, die ein wunschgerechtes Leben ermöglichte, sondern auf diejenige, die den Einwanderungsbehörden am besten gefällt.

«Wenn du gehst, komm ich mit. Wir suchen uns in Tel Aviv eine Wohnung. Wir amüsieren uns, tun, was uns gefällt, und unsere Zukunft reicht gerade für drei Tage oder nur für eine Nacht», beschwichtigt Selma, doch Janika vibriert und berichtet wütend mit ihrer kräftigen, trägen Stimme, «NOCH bin ich hier», und Selma greift an, «gut, dann fahr ich halt nach Valparaiso oder in die Atacama Wüste zu meiner Mutter oder ich ziehe endgültig zu Diogo und Joel», was Janika in ein kehliges Lachen ausbrechen lässt, sie hüpfte von einem Fuss auf den anderen und fegte mit den Händen durch die Luft, «ohne zu fragen, ob die Mutter überhaupt in diesem paradiesischem Tal oder dieser man-ist-ans-Bett-gefesselt-Wüste lebt, ohne zu fragen, ob Diogo und Joel dich überhaupt noch wollen», sie richtet ihren rotblonden Haarturm und zieht gleichzeitig am Joint, stösst den Rauch aus, wirft sich in den Rattansessel und streckt alle Glieder von sich: «Und was ist mit Sami? Was wirst du mit deinem Sami Berri tun? Lässt er dich gehen? Einfach so?»

Selma fühlt wie alles von ihr zurückweicht und sich ein unbestimmter Raum auftut. Sie starrt auf Paulines Kiste, das hölzerne Un Ding auf dem bunten, grob geknüpften Wohnzimmerteppich, mitten in der Leerstelle, die Marielouise, Pauline, Joel – und bald auch Janika – hinterlassen. Sie starrt auf den Deckel. Drei goldene Elefanten. Zwei Augen, eine Nase, das Gesicht von Pauline, scharf gezeichnet, durch den Lichteinfall gerahmt, die knöchigen Schultern in ein selbstgestricktes, helles Tuch gehüllt und hochgezogen, das Kinn vorgereckt, die Zigarette in der Hand, brüchig und verwundbar ist sie geworden, sie starrt aus dem Fenster und sagt mit diesem beherrschenden Ton in der Stimme: «Ich bin vom Stamm der Rosa Luxemburg.»

Selma wühlte ihre Finger in das krause, immer noch pechschwarze Haar und drückte ihre Lippen flüchtig auf den Kopf der alten Frau: «Das ist eine deiner Geschichten. Warum lügst du?»

«Ich bin vom Stamm der Rosa Luxemburg!»

«Was willst du? Was soll ich tun?» Selma setzte sich vor Pauline auf einen Schemel, rollte ihr die Strümpfe von den Füßen, drückte Salbe aus der Tube, legte die Hände um die Fussknöchel ihrer Grossmutter und strich mit kräftigen und kreisenden Bewegungen die Haut auseinander, massierte die von der Arthrose verkrümmten Füsse und spöttelte freundlich: «Du bist von einem jüdischen Stamm?»

«Das habe ich nicht gesagt! Das hast du gesagt!» Paulines grüne Augen, schmale, spriessende Frühlingsblätter im alten Gesicht, die schweren Brüste hatten sich in ihrem Schoss hingelegt, sie drückte die Zigarette aus und zupfte das gestrickte Tuch zurecht, «wer will denn ein Paria sein? Willst du ein schwarzer Paria sein?»

«Bin ich denn schwarz? Und Joel? Sieht aus wie Leonardo Di Caprio.»

«Und du? Wie Kate Winslet? Das ist ja zum Lachen! Du sollst einen guten Mann heiraten und dafür sorgen dass Joel einen Vater bekommt.»

«Das sagst ausgerechnet du. Dein ganzes Leben hast du gemacht, was dir gefällt.»

«Einen anständigen Vater.»

«Joel hat einen Vater.»

«Bald bin ich tot.»

«Und wo ist mein Vater?»

Pauline warf ihr einen verächtlichen Blick zu und kehrte zum Thema zurück: «Mein ganzes Leben wurde ich Neger genannt. Willst du denn ein Neger sein?»

«Wann hat es dich jemals interessiert, was ich sein will.»

«Du tust mir weh!»

Selma hielt inne, stellte die Füsse ihrer Grossmutter sorgfältig auf die Fussablage des Rollstuhls und strich mit dem Zeigefinger zärtlich über den hohen Rist: «Tee?»

«Weisst du, was schlimmer ist als die Angst vor verderblichem Einfluss und Umweltverschmutzung? Weisst du das? Zieh mir die Strümpfe an! Ich will die grauen Seidenstrümpfe. Hol sie. In der Kommode!»

Vorsichtig fasste Selma die Hand ihrer Grossmutter, strich sich damit übers Gesicht und hob die Strümpfe hoch, die sie ihr ausgezogen hatte, «hier. Graue Seidenstrümpfe.» Pauline forderte mit einer herrischen Geste den einen Strumpf, beugte sich vor und versuchte mit aller Kraft, den Fuss anzuheben, um selber den Strumpf überziehen zu können, sie arbeitete Stück für Stück an der Annäherung von Hand und Fuss, ihr Atem ging heftig und sie stiess hervor: «schlimmer ist die Angst vor Auflösung und Verschwinden.» Selma hatte sich auf ihre Hände gesetzt, um der Versuchung Hilfe zu leisten widerstehen zu können, denn das Eingeständnis der Schwäche und Hilflosigkeit hätte ihr Pauline nicht verziehen. Doch die alte Frau musste schliesslich erschöpft aufgeben, lehnt sich zurück und legte den Strumpf verärgert in ihren Schoss. Selma packte das seidene, schlappe Stück und zog es sich über Kopf und Gesicht und murmelte mit tiefer und dumpfer

Stimme: «So. Und aus der Asche des Verschwindens steigt Rosa Luxemburg als Phoenix auf und kündigt von der Wiederkehr des ewigen Juden.» Pauline beobachtete ihre Enkelin wie man es mit einem fremden Wesen tut, dessen Verhalten man verurteilt aber auch nicht ändern kann, beim besten Willen nicht, und nach einer Weile sagte sie mit Blick zum Fenster, «die Farben verändern sich, bald ist der Himmel lila, ja, der Himmel ist lila, es tut gut, das Eindunkeln zu beobachten, dann weiss man, alles wird gut...», sie brach ab und schwieg. Selma zog den Strumpf herab und wartete. Weil sie Paulines Schweigen kannte. Und sie eher sprach, wenn sie nicht gefragt wurde. Und doch auch nicht sprach, weil sie nicht gefragt wurde. Und Selma sich in solchen Momenten fragte, ob Pauline wohl an Marielouise dachte, ob sie ihr Kind vermisste, sie begann erneut kraftvoll und konzentriert zu massieren... *Weich, sie ist weich wie ein Baby, weich und schön...* Sie spürte den bohrenden Blick auf ihrem Scheitel, den stummen Ruf: Du gehörst mir, ich lass dich nicht los, solange ich auch nur einen winzigen Rest von Kraft verspüre, sorg ich dafür, dass du bleibst... *Wir sind eine Horde beziehungsloser Individualisten, und verletzt... Wir sind verletzt... Wir haben den Hang, uns stetig zu verletzen, denn im Grunde sind wir überzeugt, dass uns keiner mag...* Und als hätte Pauline ihre Gedanken gelesen, entzog sie Selma heftig und mit müder Miene ihr eingefettetes Bein, und sagte klar und deutlich, sie wolle nun die Strümpfe übergezogen bekommen und fügte an, «du bist der letzte Neger in der Familie. Du bist der letzte Neger! Mein letzter Selma-Neger! Aber du hast vergessen, was ein gutes Leben ist. Wer zeigt der Welt, wenn ich tot bin, was ein gutes Leben ist? Sag es mir! Wer?»

Ihre Augen weiteten sich und gaben unendliche Tiefe preis. Würfe man etwas hinunter, gäbe es nach langer Zeit ein leises Geräusch

Selma dreht das rosafarbene Tupperware in den Händen und das vergilbte, dicke, schmutzige Büttenpapier, das sie darin gefunden hat und das aufgeklappt eine Botschaft in hebräischer Schrift offenbart.

Sie wird Janika fragen müssen.